



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kuntze, F.: Bartholomäus Sastrow : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

einst die Handelsartikel, mit denen die Ritter den Orient zu europäisieren strebten. Ob es dem dreistöckigen, mit allen Erzeugnissen moderner Industrie gefüllten Magazin von Rhodos besser gelingen wird als ihnen? Wenn es meistens die Griechen sind, die jetzt diese Rolle der Vermittlung materieller Güter zwischen zwei feindlichen Kulturphären übernommen haben, so gebührt ihnen auch das nicht geringe Verdienst, daß sie wenigstens zeitweise in die furchtbare geistige Stagnation der rhodischen Hauptstadt einiges Leben zu bringen suchen. Griechische Schauspielertruppen, die im Winter den Orient durchziehen, lassen dann ihre Kunst auch auf der alten Sonneninsel leuchten, und die Aristokratie der Hauptstadt pilgert dann an den dunkeln Winterabenden, mit Stalllaternen bewaffnet, zu dem Tempel des Thespis, einem geräumigen Bretterbau außerhalb der Stadt. Außer griechischen Possen werden auch beliebte fremde Stücke in griechischer Übersetzung aufgeführt, und ich mußte erst bis nach dem fernen Rhodos ziehen, um eine Komödie kennen zu lernen, die auch bei uns vor Jahren die Gemüter erregt hat, jetzt aber bald vergessen ist: Charleys Tante! Die übermütige Posse, die während der Zeit meines Aufenthalts wiederholt gegeben wurde, fand großen Beifall sowohl bei den türkischen Notabeln wie bei der griechischen Damenwelt und wurde nicht schlecht gespielt. Es war für den Europäer ein eigentümliches Gefühl: eine englische Posse in griechischer Sprache auf türkischem Boden! So pläzen auch in Rhodos die Kulturgegensätze schon scharf aufeinander, wie überall im vordern Orient. Vielleicht kommt auch für diese gesegnete Insel eine Zeit, wo die Sonne europäischer Kultur wieder über ihr aufgeht und sie zu neuem, eignem Leben erweckt.

(Fortsetzung folgt)



Bartholomäus Saftrow

Von J. Kunze in Weimar

(Schluß)



Am 29. August, also kurz vor der Eröffnung des Reichstags, traf Saftrow in Augsburg ein. Er fand Unterkunft am Weinmarkt bei einem alten Zunftmeister und bestellte hier auch Quartier für seine pommerischen Landsleute. Ebenfalls am Weinmarke, bei den Juggers, wohnte der Kaiser, nicht weit davon, im Welferschen Hause, der gefangene Kurfürst von Sachsen. Er durfte Gesellschaft bei sich sehen, seinem Lieblingsport, dem Reiten und Fechten, obliegen, auch frei in der Stadt umhergehn, wobei ihn freilich immer eine spanische Wache begleitete. Wieder konnte Saftrow gleich nach seiner Ankunft eine Militärrevolte erleben. Und wieder waren es die Deutschen, die diesmal auffällig waren, weil sie keinen Sold erhalten hatten — es hieß, das Geld sei von Herzog Alba verspielt worden — und nun mit dem Rufe „Entweder Geld oder Blut“ die Stadt durchzogen. Sie wurden schließlich abgelohnt und entlassen. Aber als sie die

Stadt verlassen hatten, setzten Späher ihnen nach, und als sie des Abends weidlich über den povern „Karl von Gent“ herzogen, wurden die Rädelshörer ergriffen, nach Augsburg gebracht und dort an den Galgen gehängt, der mitten auf dem Markte vor dem Rathause errichtet war. Und weil man einmal dabei war, wurden gleich zwei Spanier mit aufgeknüpft; „die werden gewißlich gestolen haben, als jr Art ist.“

Auf den Reichstag selbst wirft Saftrows Bericht ein helles Licht. Selten mochte in Deutschland eine so glänzende Versammlung stattgefunden haben. Außer dem Kaiser und dem König Ferdinand waren sämtliche Kurfürsten anwesend, dazu unter andern Heinrich von Braunschweig, Moriz von Sachsen, der dem Kaiser zum Siege verholfen hatte, sein damaliger Busenfreund, späterer Gegner Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach und eine unzählige Menge Bischöfe, Äbte, Grafen und Herren. Nimmt man dazu noch die Abgeordneten der freien Städte und die Gesandten deutscher und außerdeutscher Fürsten, unter denen der gelehrte Däne Petrus Suavenius, ein Freund Luthers, und der intelligente und liebenswürdige Pole Stanislaus Laschy besonders erwähnt werden, und erwägt man weiter, daß viele der Anwesenden auch „das Frauenzimmer“ mitgebracht hatten, so wird man sich das Menschengewimmel und das Treiben, das damals in Augsburg herrschte, vorstellen können. Besonders glänzend hielt König Ferdinand Hof. Da gab es täglich Festmahl und Tanz, und inmitten der erlauchten Gesellschaft führte der redselige Wirt ununterbrochen die Unterhaltung. Sonst war Spielen und Trinken der gewöhnliche Zeitvertreib. Moriz von Sachsen und Albrecht Alcibiades trieben es mit am schlimmsten; ja in Morizens Herberge, die einem doctor medicinae gehörte, der eine schöne Tochter hatte, hielten sie so Haus, daß „der Teuffel darüber lachen mochte und viell Sagens in der ganzen Stadt davon war.“ Wie frei zu jener Zeit der Verkehr unter Männern und Frauen war, kann man aus Saftrows Schilderung deutlich ersehen. Natürlich kostete eine solche Wirtschaft ein Sündengeld; Kurfürst Joachim von Brandenburg verließ tiefverschuldet den Reichstag, andre, wie Albrecht von Bayern, König Ferdinands Schwiegersohn, verloren leichten Herzens im Spiel die Tausende, die ihre Untertanen „zu ihrer Verehrung“ zusammengebracht hatten. Da war es denn in der Ordnung, daß auch der Bankier zur Stelle war, der den vornehmen Herren das fehlende Geld vorschob, das war „Michael Jud,“ wie er kurzweg genannt wurde, ein ansehnlicher Mann, der immer den Hals voll goldner Ketten auf einem „wohlstaffierten“ Pferde zu sehen war, während ein Duzend Diener, alle Juden, aber wie reifige Knechte gekleidet, jederzeit um ihn herum waren; und so imponierend war das Auftreten des stattlichen Mannes, daß der alte Erbmarschall von Pappenheim, der etwas kurzichtig war, in der Meinung, einen großen Herrn zu sehen, ihm einmal seine ehrerbietigste Reverenz machte — ein Irrtum, den er freilich alsbald korrigierte, indem er ausrief: „Daß dich Gotts Element schände, alles schelmischen Juden!“ Übrigens sagte man, daß jener Michael der unechte Sohn eines Grafen von Rheinfelden sei.

Von all diesem Treiben hielt sich Kaiser Karl gänzlich fern. Er gab keine Bankette, speiste für sich allein, höchst mäßig mit Essen und Trank, indem

er auf das zierlichste die vorgelegten Speisen zerlegte, achtete kaum auf die Späße der hinter ihm stehenden Narren, hörte nach Tisch eine gratias, wusch sich und empfing dann Audienzen. Dies alles hat Saftrow mit anziehender Ausführlichkeit geschildert; da aber gerade diese Schilderung nicht allein bei Freytag, sondern auch sonst vielfach wiederholt ist, braucht sie hier nicht hergesetzt zu werden.

Fast ebenso zurückgezogen wie der Kaiser lebten auch die pommerischen Gesandten. Sie waren verstimmt, daß es mit dem Ausgleich nicht vorwärts wollte; denn Karl war übel zu sprechen auf ihre Herzoge wegen ihrer zweideutigen Haltung und machte sie namentlich mit verantwortlich für den brüskten Abgabebrief, den der Schmalkaldische Bund von Ingolstadt aus erlassen hatte. Vorstellungen und Supplikationen bei einflußreichen Herren und Reichsfürsten fruchteten nichts, ja Adolf von Schaumburg, damals Kurfürst von Köln, verglich einmal das Verhalten des pommerischen Kanzlers, der immer von neuem wieder mit seinem Anliegen kam, mit dem einer Henne, die nach vielem Gefasel doch nur ein kleines Ei legt. „Ich halt es aber mit der Gans, sagte er weiter, die setzet sich fein still auf den Misthauffen und legt ein Ey, so groß als ein Kinderkopff.“ Schließlich versuchten sie es mit dem Mittel, das schon ein alter Meister auf dem Gebiete der Diplomatie, König Philipp von Mazedonien, in drastischem Vergleich als das sicherste hingestellt hat. Der kaiserliche Rat Johann Marquard erhielt, wie er gewünscht hatte, ein hübsches Kößlein pommerischer Zucht mit Sattel und Zaum, dazu noch drei Portugaleser, „die er gerne und mit gutem Willen annahm,“ für den ältern Granvella, der im Rate des Kaisers eine gewichtige Stimme hatte, wurden gar zwei schwere goldne Becher besonders angefertigt. Es war eine falsche Delikatesse des pommerischen Kanzlers, daß er aus vermeintlichem Mangel an passender Gelegenheit dieses Geschenk nicht schon in Augsburg an den Mann brachte; denn Granvella genierte sich ebensowenig zu ernten, wo er nicht gesät hatte, wie Marquard und andre, ja er hat nach Saftrows Bericht einen förmlichen Schatz kostbarer Gold- und Silbersachen „auf Zentnewagen und starken Mauleseln“ von Augsburg fortgeführt; auf die Frage aber, woraus die Ladung bestünde, habe er lakonisch geantwortet: *peccata Germaniae*.

Die Zurückgezogenheit der pommerischen Gesandten ist somit begreiflich genug. Sie ergöhten sich dafür an den Flugschriften, die damals in zahlloser Menge die Luft durchschwirren, und sahen auch wohl einmal einen Gast bei sich, wie zum Beispiel den Abgeordneten der Stadt Straßburg Jakob Sturm — nicht zu verwechseln mit seinem jüngern Mitbürger, dem bekannten Humanisten Johannes Sturm —, der sie durch sein erstaunliches Wissen und seine geistreiche Unterhaltung fesselte. Als einmal die Rede auf das Bistum Kammin kam, erzählte er, ohne sich zu besinnen, die Geschichte des Stifts von der Gründung bis auf die Gegenwart, und als er von einem vornehmen Manne gefragt wurde, ob sich alle Städte des Schmalkaldischen Bundes mit dem Kaiser vertragen hätten, antwortete er mit geistreichem Doppelsinn: *Constantia desideratur*. „Wöllten meine Kinder, sagt Saftrow, seine recht eigentliche Contersey gerne sehen, so schauen sie meine Contersey nur mit Fleiße ahn. Der gerumpter

Maler Apelles hette Herr Jacobum Sturmium nicht eigentlicher treffen können als er im selbigen getroffen ist.“ Von Saftrow ist kein Porträt mehr erhalten, aber das Bild des alten Stettemeisters, der auch die Universität seiner Heimatstadt ins Leben gerufen hat, ist seit dem 12. Mai 1897 in Straßburg in der Aula des neuen Universitätsgebäudes zu sehen, von der Stadt Straßburg zur fünfundsanzwanzigjährigen Feier der Erneuerung der Hochschule gestiftet. Aus ihm können wir nun umgekehrt lernen, wie etwa der Stralsunder Amtsgenosse Sturms ausgesehen hat.

Nach diesen und andern Mitteilungen unterbricht Saftrow den fortlaufenden Fluß seiner Erzählung und schiebt eine ganze Reihe von Aktenstücken ein, die sich auf die Verhandlungen des Augsburger Reichstags beziehen. Da finden wir die Propositionen des Kaisers über die Neuordnung der Angelegenheiten des Reichs und die Antworten der Stände, sodann verschiedene Schriftstücke, die zwischen der kaiserlichen Kanzlei und der Kurie über die Beschickung des damals in Bologna tagenden Tridentiner Konzils gewechselt wurden, Briefe und Verhandlungen, die eine der brennendsten Fragen des Reichstags, das Interim, betreffen, weiterhin die Beschwerde des schon erwähnten Gesandten der Krone Polen darüber, daß der Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg, da er das Ordensland als weltliches Herzogtum von der Krone Polen zu Lehen genommen hatte, in die Reichsacht erklärt war, und die Widerklage des Deutschmeisters Wolfgang von Schuzbar, die Bitte der Ungarn um energische Fortsetzung des eben durch einen Waffenstillstand unterbrochenen Türkenkriegs, endlich Eingaben der Landgräfin von Hessen und der Kurfürsten Moriz von Sachsen und Joachim von Brandenburg zugunsten des immer noch gefangen gehaltenen Landgrafen Philipp samt den Antworten des Kaisers. Aber so interessant diese Dinge auch sein mögen, wir müssen sie hier mit Rücksicht auf den Raum und auf unser Thema übergehen. Nur das mag hier erwähnt werden, daß unter den sich auf den Interimsstreit beziehenden Schriftstücken auch einige Rundgebungen Melanchthons sind, vor allem der vielberufne Brief des Reformators an den kursächsischen Kanzler Karlowitz, worin er sich über Luthers Eigensinn und Herrschsucht beklagt und wegen des Interims die weitgehendsten Zugeständnisse macht — ein Schreiben, dessen Erlaß Saftrow, da es in der Tat Wasser auf die Mühle der Römlinge war, auf das lebhafteste beklagt. Ganz anders klingt eine ebenfalls von Saftrow mitgeteilte Fabel Melanchthons, worin leider in allzu breiter und doktrinärer Ausführung die Protestanten mit den Schafen, die Papisten mit den Wölfen und die Fürsten mit den Hirten verglichen werden.

Auf welche Hindernisse übrigens die Durchführung des Interims stieß, wie zahlreiche Geistliche, darunter die hervorragendsten, lieber ihr Amt aufgeben als sich unterwerfen wollten, braucht man nicht erst aus Saftrow zu erfahren; aber wie es der Rat der Stadt Stralsund machte, als ihm die Weisung, das Interim durchzuführen, zugegangen war, das ist nicht überall zu lesen und soll deshalb nach Saftrows Bericht hier in Kürze mitgeteilt werden. Man versammelte die Geistlichen der Stadt und legte ihnen auf, bei Verlust ihres Amtes das Wort interim auf der Kanzel nicht zu nennen, noch weniger darauf zu scheitern, er-

laubte ihnen dagegen, die darin enthaltenen Lehren zu taxieren und sie aus Gottes Wort zu widerlegen, ein Auskunftsmittel, das dem diplomatischen Geschick der Herren am Ende alle Ehre macht. Trotzdem reichten die Geistlichen der Stadt mit Ausnahme eines einzigen eine Supplikation ein, worin sie erklärten, sie könnten sich die Freiheit nicht nehmen lassen, öffentlich von der Kanzel zu verkündigen, daß unter dem Interim der höllische Teufel begraben sei.

Ein Jahr war Saströw in Augsburg gewesen, da folgt er dem kaiserlichen Hofe auf Befehl seines Landesherrn nach Speyer, wohin er auch sonst gegangen wäre, um wiederum, da das Reichskammergericht inzwischen neu besetzt war, nach dem Prozeß seines Vaters zu sehen. Aber als er in Speyer ankam, war der Kaiser schon nach den Niederlanden aufgebrochen. Nun eilt auch er samt seinen pommerschen Kollegen dahin. Er kommt nach Köln und findet in Aachen eine „altfränkische“ Stadt in unfruchtbarer Ebene auf Steinkohlen und Schiefergrund, bewundert aber das trefflich eingerichtete Bad, das dem von Baden-Baden oder Wildbad nicht nachstehe, den zum Rathhaus umgewandelten Palast Karls des Großen und erfreut sich am Dom und seinen Kunstwerken, wobei er auch des Mirakels „der Josephhosen“ gedenkt. In Brüssel angelangt, findet er ein Schreiben seines Landesherrn des Inhalts, daß er sich unverzüglich in die Heimat begeben solle, um als sollicitator, d. h. als fürstlicher Anwalt, an das Reichskammergericht abgefertigt zu werden. So reitet er auf schwierigen und unbekanntem Wegen durch Westfalen wieder der Ostsee zu. Zunächst nach Stettin, dann nach Hinterpommern ins Land der Kassuben, wo der Kanzler Bizewitz auf seinen Gütern weilte und dem für Saströw unschmackhaften Vergnügen der Jagd oblag, zuletzt nach Wolgast. Hier wurde er vom Herzog Philipp überaus freundlich empfangen, aber gemahnt, sich künftig weniger offenerzig über Politik und hohe Personen auszusprechen, als er von Augsburg aus getan habe. „Denn wären die Briefe, sagte der Herzog, intercipiert worden, hätte man dich an den nächsten Baum hängen lassen.“ Er erhielt dann seine Bestallung als fürstlicher sollicitator und machte sich nach einem kurzen Besuch im Elternhause auf einem ihm vom Herzog gestellten „tüchtigen Klöpper“ wieder auf den Weg nach dem Süden; diesmal wieder auf der Hauptstraße durch Thüringen und Hessen nach Frankfurt zu, wobei er den ihm wohlbekannten Ordenssitz Niederweißel berührte, ohne jedoch seiner Insassen weiter zu gedenken. In seiner neuen Stellung fand sich Saströw bald zurecht, ja er hatte Muße genug, noch allerlei Notariatsgeschäfte zu übernehmen, wodurch er sich nicht nur reiche Geschäftskennntnis, sondern auch erkleckliche Einnahmen verschaffte. „Schreiber, meint er, ist wohl ein vorächtlicher Name, ich aber habe menniches leckerisch Bislein und mennichen guten naturlichen Drunc bey dem vorächtlichen Namen bekommen, genossen und gebraucht.“

Von Speyer aus tritt Saströw auch in Beziehung zu Sebastian Münster, dem weltberühmten Verfasser der Kosmographie, der bekanntlich in Basel seinen Wohnsitz hatte. Ihm hatte Bizewitz im Namen seiner Fürsten Materialien aus der pommerschen Landeskunde für das eben genannte Werk versprochen, aber die Sendung war beim Abschluß des Werkes, das zur Frankfurter Fastenmesse erscheinen sollte, noch nicht eingetroffen. Nun hatte Saströw von Speyer aus

die Verhandlungen geführt und dieserhalb einen Brief von des „Hochberumpten, woll verdienten, getrewen, tewren Mans eigen Handt“ erhalten, den er für seine Kinder als Reliquie zu Luthers oben erwähntem Schreiben gelegt hat. Im Frühling aber, zur Zeit der Osterferien, machte er sich selbst zur mündlichen Unterredung nach Basel auf den Weg. Zu Fuß marschierte er nach Straßburg, wo er von Daniel Capito, dem Sohne des Reformators, wohl aufgenommen wurde und den Münsterturm bestieg, und zog dann weiter durch die gesegneten Gefilde des Oberelsaß dem Rheine zu. Nachdem er in Basel die Statue des Erasmus besichtigt hatte, stattete er dem berühmten Gelehrten, den er zu sprechen gekommen war, seinen Besuch ab, und dieser zeigte ihm bereitwillig alle die Formen, Kupferplatten, Karten und Apparate, die er für seine „Sternkierische Kunst“ brauchte. Die Einladung, noch ein paar Tage in Basel zu verweilen, lehnte Saström jedoch aus Mangel an Zeit ab; er kehrte am nächsten Tage, wie er gekommen, auf „Apostelpferden“ nach Speyer zurück.

Schon im Mai erhielt er den Auftrag, die goldnen Pokale, die in Augsburg eigens als Geschenk für Granvella angefertigt, dann aber nach Speyer mitgenommen und dort, man sieht nicht weshalb, deponiert worden waren, nach Brüssel zu bringen. Karls des Fünften Sohn Philipp wurde damals in den Niederlanden erwartet, und da die pommerischen Gesandten auf seine Vermittlung in der immer noch schwebenden Angelegenheit ihrer Landesfürsten hofften, war es natürlich, daß sie nun auch ihre Bemühungen, den guten Willen der kaiserlichen Räte zu gewinnen, wieder aufnahmen. So kam denn Saström zum zweitenmal in die Niederlande und fand jetzt Zeit, sich Land und Leute etwas näher anzusehen. Er besuchte Gent, sah das alte verfallne Schloß, worin Karl der Fünfte geboren war, und die Zitadelle, die er errichtet hatte, um die auffässige Bürgerchaft im Zaum zu halten, und bestieg den berühmten Bergfried (belfroi), wo er die mit Rotstift hingemalten Namenszüge Karls des Fünften und König Ferdinands sah. In Antwerpen, wo er einen Landsmann findet, besucht er das weit und breit berühmte Landhaus des Rentmeisters Kaspar Duij, eines gebornen Italieners, woran der alte Graf Maximilian von Buren nur das eine auszuweisen hatte, daß vor dem Tore kein Galgen stünde mit dem Körper des Besitzers daran, und kommt dann nach Mecheln, wo vor einiger Zeit eine durch Blitzschlag verursachte Pulverexplosion furchtbare Verheerungen angerichtet hatte. Hier wurde auch der Vogel Hein gezeigt, von dem man erzählte, er sei dem Kaiser Maximilian immer bis an den Ort vorausgeflogen, wo er des Abends Einkehr halten wollte.

Bald nach seiner Rückkehr traf des Kaisers Sohn König Philipp in Speyer ein, der damals zweiundzwanzig Jahre alt war. „Die lineamenta faciei zeigten woll an, das nicht sonderliche Scharffinnigkeit vorhanden, unnd ers dem Herrn Vater schwerlich nachthun wurde.“ Auch die Leutseligkeit des Vaters fehlte dem Sohne ganz und gar. Während Karl den deutschen Fürsten immer freundlich die Hand reichte, ja oft zuerst das Haupt zum Gruß entblökte, ließ Philipp sich aufwarten und sah sich niemals auch nur um nach seinem Gefolge; nur ein Zeichen gab er manchmal mit der Hand, daß die Begleiter an

seiner Seite gehn sollten, was trotzdem niemand wagte. Als dann sein Hofmarschall ihn einmal auf das Beispiel seines Vaters und auf den Unterschied hinwies, der zwischen den Reichsfürsten deutscher Nation und den spanischen Großen bestünde, antwortete Philipp, es sei auch ein großer Unterschied zwischen ihm und seinem Vater; denn der wäre nur eines Königs, er selbst aber eines Kaisers Sohn. Aber die pommerschen Bevollmächtigten hatten sich in Philipp nicht geirrt. Er legte wirklich ein gutes Wort für ihre Herren ein, und so kam denn endlich die Ausöhnung mit dem Kaiser zustande, die freilich 90000 Gulden kostete, ganz abgesehen von den Liebesgaben, die den kaiserlichen Räten zugeflossen waren.

Saftrows Aufenthalt in Speyer näherte sich seinem Ende. Am Anfang des Jahres 1550 konnte er sich noch an den Lustbarkeiten beteiligen, die damals zwischen Dreikönigstag und Fastnacht am Rhein allgemein stattfanden; er spielte in der von seiner Tischgesellschaft gebildeten Tafelrunde den König, während sich der Wirt, ein Geistlicher, mit unvergleichlichem Geschick in die Rolle des Hofnarren fand. Aber bald wurde ihm sein Amt durch allerlei in der Heimat gegen ihn angezettelte Intriguen verleidet. Er rechtfertigte sich zwar glänzend gegen die wider ihn erhobne Beschuldigung der Fahrlässigkeit, kam aber doch um seine Entlassung aus dem fürstlichen Dienst ein. Vergeblich suchte man ihn zurückzuhalten. So wurde er gnädig entlassen und beschloß seine politische Tätigkeit.

Nachdem er sich in Wolgast bei seinem „Gnädigen Herren“ verabschiedet hat, begibt er sich nach Greifswald und verlobt sich sofort mit der Schwester seines Schwagers. Die Präliminarien waren schon von seiner Schwester, während er noch in Speyer weilte, geordnet, und so traf er denn, als er im Januar 1551 in die Heimat zurückkehrte, die Brautschaft fix und fertig vor, sodaß es nur noch des „Zuschlages“ der Eltern bedurfte. Acht Tage später wird er mit seiner Braut zu einem Feste nach Stralsund eingeladen, wo er sich mit dieser „beim Tanz, jedoch modeste wenig mahl vorwendet,“ d. h. herumdreht. Das ist nun sicherlich ein harmloses Vergnügen. Aber der Rat hatte kurz vorher ein Mandat „wider das unverschampte Ummekuselen mit Frauen und Jungfrauen“ erlassen, und so wurde denn Bartholomäus am nächsten Tage vor den „Lübeschen Baum“ — d. i. die Schranke des nach Lübischem Rechte tagenden Gerichtshofs — gefordert, um sich wegen Übertretung der genannten Verordnung zu verantworten; denn es kann ja sein, daß die bei dem Feste Anwesenden über die „modeste Vorwendung“ des Gastes etwas anders dachten als er selbst. Saftrow war mit diesem Abschluß des Festes übel zufrieden. Er sah darin eine üble Vorbedeutung, und es wurmte ihn tief, „von dem Hencker — den Fronboten meint er — empfangen zu werden,“ da er doch nur „mit seiner eigenen Braut, und dazu gar zuchtig, umhergesprungen war.“ In dieser Not ging er zum Bürgermeister Peter Grunwel und stellte ihm die Sache vor. Der hatte denn auch ein Einsehen, und die Vorladung wurde zurückgenommen.

Die alte Regel, der in Shakespeares König Lear der Narr einen so drastischen Ausdruck gibt, hat Saftrow nicht beherzigt. Er verheiratete sich

schon im Februar, wenig Wochen nach seiner Heimkehr, ohne zu wissen, wovon er leben sollte. Nach altem Brauch, der aber bald nachher abgeschafft wurde, ging er vor der Hochzeit „auf den Stein.“ Vor einem Hause nämlich, an dem einen Ende des Marktes, lag ein vierkantiger Stein. Dahin begab sich der Bräutigam, geführt von den beiden Bürgermeistern und begleitet von der ganzen Hochzeitgesellschaft. Dann trat er, indem die andern ungefähr fünfzig Schritte zurückblieben, allein auf den Stein und blieb dort etwa ein „paternoster lang“ stehn, während eine Musikbande ihm mit ihren Pfeifen aufspielte. Nach Beendigung der Zeremonie, die den Sinn hatte, daß sich der Bräutigam vor der Hochzeit öffentlich zeigen sollte, um etwaiger Einsprache gegen die Vermählung gewärtig zu sein, folgte alsbald die Trauung. So auch hier. Aber leider fehlte dem jungen Ehemanne, wie gesagt, noch jede sichere Einnahmequelle, wenn auch seine Notariatsmatrikel nach der Neubesezung des Reichskammergerichts erneuert war. Er verfertigte Eingaben und Schriftsätze für solche, die der Feder nicht hinlänglich mächtig waren, aber das brachte herzlich wenig ein. So war denn im Hause der Neuvermählten Schmalhans Küchenmeister, und der junge Ehemann bekam nicht nur von Verwandten und Bekannten höhnische Worte zu hören, sondern mußte auch die Vorwürfe seines Weibes hinnehmen. Aber Saftrow verzagte nicht. Die unfreiwillige Muße, die ihm durch die Verhältnisse auferlegt war, benutzte er, um fleißig zu studieren; denn er sah ein, daß er, wenn er als Notar sein Glück machen wolle, seine lückenhaften Kenntnisse in der Rechtswissenschaft vervollständigen müsse. Darum verschmähte er es nicht, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Er hörte Vorlesungen über römisches Recht, ja er bezog eine besondre Wohnung und hauste — abgesehen davon, daß er daheim zu Mittag aß — den ganzen Tag nach Art eines Studenten mit einem „Jungen,“ der ihm das Zimmer heizen und die Laterne vorantragen mußte. Sein junges Weib maulte darüber, sie meinte, es sei bei jedermann verächtlich, daß er wieder in die Schule ginge, und die Verwandten fragten, ob er jetzt erst lernen wolle, womit er seine Kinder ernähren könnte; aber Bartholomäus ließ sich durch das Gerede nicht irre machen.

Und die Zeit lehrte, daß er Recht hatte. Als er sich auf Zureden von Freunden um eine Prokurator am fürstlichen Hofgericht zu Wolgast beworben und sie auch erhalten hatte, trat ein gänzlicher Umschwung in Saftrows Verhältnissen ein. Er bekam eine ausgedehnte Praxis in der Stadt wie auf dem Lande, und wenn er dann nach verrichteten Sachen nicht nur Geld, sondern auch „allerley Kuchensteuer“ an Lämmern, Hasen, Rehschlegeln, Schinken usw. heimbrachte, war er immer willkommen und bekam die traurigen, verdrießlichen Worte: „Mutter, ihr habt mich nicht beraten, sondern verraten,“ nicht mehr zu hören.

Von den Rechtsfällen, zu denen er als Anwalt zugezogen wurde, beschreibt er manche mit gewohnter Ausführlichkeit, und wir erhalten dadurch ein anschauliches Bild von den Zuständen, wie sie damals im pommerischen Lande herrschten. Leider waren sie nicht durchweg erfreulich. Freilich übte Herzog Philipp, der sonst ein wohlwollender und jovialer Herr war, ein strenges und unsichtiges Regiment, aber allem Unfug zu steuern hatte er nicht die Kraft,

und namentlich an der mecklenburgischen Grenze war Landfriedensbruch und Gewalttat — mehr freilich durch die Schuld der Mecklenburger — an der Tagesordnung. Auch die Stralsunder waren manchmal widerspenstig und übermütig. Als einmal wegen Jagd und Fischerei zwischen Greifswalder und Stralsunder Bürgern Streitigkeiten entstanden waren, erschienen an der Stelle, wo die Sache durch Verhandlungen friedlich ausgetragen werden sollte, die Sundischen mit Waffen und Wehr, um die Abgesandten der Gegenpartei zu überwältigen und gefangen fortzuschleppen, ein Anschlag, der ihnen zweifellos gelungen wäre, wenn nicht jene, rechtzeitig gewarnt, es vorgezogen hätten, zuhause zu bleiben und die weiteren Verhandlungen schriftlich zu führen.

In solchen Händeln und den daraus entspringenden Prozessen hat Saströw bald der einen, bald der andern Partei gedient und hat bei solcher Gelegenheit auch einmal sein liebes Speyer wieder gesehen. Seinen vielfachen Erfolgen verdankte er es aber, daß im Jahre 1555 die beiden Städte Greifswald und Stralsund ihm zugleich die erledigte Stelle eines Stadtschreibers antrugen. Die Bedingungen der Sundischen waren günstiger; so nimmt denn Saströw ihr Angebot an und siedelt alsbald in den neuen ihm doch so wohl bekannten Wohnort über, wo er nun die Meisterjahre beginnt.

Hier nun — am Ende des dritten Buches — brechen die Denkwürdigkeiten Saströws ab. Auf vier Bücher hat er sie, wie er mehrmals versichert, bringen wollen. Aber das vierte Buch ist nicht vorhanden, sei es, weil das Alter den Verfasser an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hat, sei es, daß seine Erben den letzten Teil des Werkes beseitigten, weil sie nicht wollten, daß die letzten, wahrscheinlich an offenen, rücksichtslosen und einseitigen Urteilen überreichen Aufzeichnungen des in den letzten Lebensjahren vereinsamten und verbitterten Mannes an die Öffentlichkeit gelangten. Daher kommt es, daß wir über die letzte Periode von Saströws Leben nur wenig wissen.

Saströw trat 1562 in den Rat seiner Vaterstadt und wurde sechzehn Jahre später zum Bürgermeister gewählt. In dieser Stellung hat er oftmals weite und beschwerliche Reisen unternehmen müssen. Dreimal war er in Speyer, einmal in Augsburg, sehr oft in den Hansestädten Hamburg, Lübeck, Rostock und andern; er hat an den Friedensverhandlungen teilgenommen, die zwischen den nordischen Reichen und der Hanse 1570 in Stettin gepflogen wurden, nicht zu gedenken der vielen Geschäfte, die ihn in die andern pommerschen Städte führten. Mehrfache Zwistigkeiten Saströws mit Bürgern der Stadt finden sich in den Ratsprotokollen verzeichnet, für seinen langwierigen Streit mit Nikolaus Sasse, der ihm Eigennutz und Untreue vorgeworfen hatte, hat er selbst eine umfangreiche Denkschrift verfaßt; und wie sauer es ihm seine Widersacher gemacht haben, beweist die in der Vorrede seiner Lebensgeschichte vorkommende Äußerung, er sei in Stralsund recht in des Teufels Badestube gekommen. Nach dem Tode seiner Gattin verheiratete er sich alsbald — sehr gegen den Willen seiner Kinder — mit seiner Dienstmagd, wie er selbst in einer deswegen an den Rat gerichteten Eingabe ausführt, weil er als alter und gebrechlicher Mann einer Stütze bedürfe, die Tag und Nacht um ihn sein könne. Im Jahre 1603 ist er gestorben, seinen einzigen Sohn Johannes hat er überlebt, seine beiden Töchter

waren an Ratsherren verheiratet. In ein paar lateinischen Gedichten, die nach seinem Tode verfaßt sind, wird er wegen seiner vielfachen Verdienste und trefflichen Eigenschaften höchlich gerühmt.

Saftrow ist in seinem ganzen Wesen ein getreuer Spiegel seines Landes und seiner Zeit. Er ist verständig, praktisch, ohne jede Spur von Sentimentalität, und er nimmt das Leben, wie es einmal ist. Nach echt niederdeutscher Art ist er auch einseitig, eigensinnig und schroff, verschmäht auch seinen Vorteil nicht, wo er ihn wahrnehmen kann, aber ebenso fähig ist er auch, seine Person rücksichtslos für die von ihm vertretne Sache einzusetzen. Mit vielen hervorragenden Männern seiner Zeit teilt er den entschiednen Zug zur Lehrhaftigkeit, und nicht minder hat er die seinem Volksstamm eigentümliche Ader des Humors, der sich in der Vorliebe für den derben Spaß und die schwankhafte Anekdote äußert. Saftrows Welt- und Lebensanschauung ist genau bestimmt und umgrenzt durch die Reformation. Er ist ein überzeugter Anhänger Luthers und ihm ganz ergeben. Wie Luther stellt er sich das Leben als einen Kampf zwischen Gott und den Engeln auf der einen und dem Teufel auf der andern Seite vor, und mehrfach erzählt er, es sei ihm ein Engel erschienen, um ihn aus dieser oder jener Gefahr zu erretten. Natürlich glaubt er fest an die Wirksamkeit des Exorzismus, wie er denn eine in Stralsund mit allen Zeremonien vollzogene Teufelsbeschwörung mit der größten Teilnahme berichtet. Dagegen bezweifelt er ganz im Widerspruch mit den Anschauungen seiner Zeit die Zweckmäßigkeit der Tortur, ja er behauptet, indem er sich auf eigne Erlebnisse beruft, daß durch die peinliche Befragung oft Unschuldige veranlaßt würden, sich schuldig zu bekennen. Politisch ist er ein strenger Anhänger der Ordnung und der oligarchischen Regierungsform. Das Regiment des Herrn Omnes ist ihm gründlich zuwider, und schon deshalb schiebt er auf die Schwarmgeister, die in seiner Jugend auch Pommern durchzogen und die Fundamente aller kirchlichen Ordnung zu zerstören drohten. Vorwiegend wurzelt sein Interesse in den Angelegenheiten seiner Heimat; in den großen Fragen des Reichs zeigt er eigentlich, abgesehen von den religiösen Fragen, eine kühle Unparteilichkeit. Die offene Auflehnung der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser tadelt er als ein unseliges Unterfangen, den Abfall Morizens von Sachsen sieht er als eine Strafe für den Erlaß des Interims an. Wie sehr das Interim den treuen Anhänger des Augsburger Bekenntnisses aufregte, ist aus vielen seiner Äußerungen zu entnehmen.

Saftrow hat, wie man aus den mitgeteilten Proben leicht ersehen haben wird, seine Denkwürdigkeiten nicht etwa in dem heimischen Plattdeutsch abgefaßt, sondern in der deutschen Gemeinsprache, die aus den Kanzleien hervorgegangen ist, für ihn um so natürlicher, da er jahrelang in Süddeutschland gelebt hat und darum das Oberdeutsche auch aus der Umgangssprache kennt. Trotzdem kommen ihm zahlreiche niederdeutsche Wörter und Wortformen in die Feder, ja man kann seine Sprache, namentlich in den ersten Büchern, geradezu als „missingsch“ bezeichnen. Im übrigen trägt seine Sprache durchaus den Stempel der Kanzlei, wo er ja auch das Schreiben gelernt hat. Oft hängt er die Sätze ohne jede Verbindung lose aneinander, oft aber unterbricht er

auch die Periode durch zahlreiche größere und kleinere Schaltsätze, sodaß oft wahre Satzungefälle entstehen, eine lange fortgeführte Unsitte, die bekanntlich Friedrich dem Großen so unangenehm auffiel. Dazu kommen noch Anacoluthie und der häßliche Gebrauch, die persönlichen Fürwörter wegzulassen und statt des *verbum finitum* in der Erzählung mit Wegwerfung der Hilfszeitwörter „sein“ und „haben“ das Partizipium der Vergangenheit anzuwenden. Originell ist Saströw oft in Redewendung und Ausdruck, doch kann man nicht sagen, daß er etwa wie Luther einen persönlichen Stil hat. Auf jeden Fall aber sind Saströws Denkwürdigkeiten auch für die Geschichte der deutschen Sprache eine höchst beachtenswerte Quelle.



Kunstliteratur

1



Wir beginnen unsre länger unterbrochne Übersicht mit drei in ihrem Werte sehr ungleichen Gesamtwerken. Ludwig von Sybels „Weltgeschichte der Kunst im Altertum“ (Marburg, Elwert, 10 Mark) liegt in einer sorgfältig verbesserten zweiten Auflage mit 380 sehr guten Textbildern und drei Farbentafeln vor. Ein vornehmes Buch großen Stils mit weitausgreifenden geschichtlichen Leitfäden, in einer hohen, edeln Sprache geschrieben, das keiner Empfehlung mehr bedarf. Der Verfasser ist ein namhafter Archäolog; Sachkenntnis und Stoffbeherrschung sowohl in der Gruppierung wie in der Behandlung des Einzelnen versteht sich bei ihm von selbst. Wir haben uns gefragt, wie es zugehn möge, daß ein an sich so tüchtiges und verhältnismäßig billiges Werk fünfzehn Jahre auf eine neue Auflage hat warten müssen, mit andern Worten: daß sich der weitere Leserkreis, dem der Fachmann seine gemeinverständliche Darstellung bestimmte, nur zögernd und allmählich eingefunden hat. Eine Art Antwort scheint der Verfasser selbst auf diese Frage erteilt zu haben, indem er die neue Auflage mit zahlreichen Literaturzitateu ausgestattet hat, zum Gebrauch für die Studierenden, wie er in der Vorrede sagt. Diese unter allen Seiten hinlaufenden gelehrten Fußnoten gereichen seinem feinen Buche nicht gerade zur Zierde, und sie könnten außerdem auf die Nichtstudierenden, die es in die Hand nehmen, den Eindruck von Warnungstafeln machen, die ihnen sagen, daß für sie hier nicht viel heraushängt. Und in der That dürfte diese Weltgeschichte der Kunst für einen Nichtarchäologen kaum verständlich sein, denn sie operiert zuviel mit Fachausdrücken, die nur der Archäologiestudent lernt und gebraucht, sie setzt ungewöhnliche Vorkenntnisse voraus, und die äußerst knappe, oft nur andeutende Besprechung der einzelnen Kunstdenkmäler hat zwar vom Standpunkte des Verfassers die volle Präzision, vielfach aber wirkliche Klarheit nur für solche Leser, die mit den Sachen schon vertraut sind. Gewiß gehört zum Beispiel die Laokoongruppe zu den allerpopulärsten Werken der antiken Kunst, und doch müßte der nichtarchäologische Leser erst geboren werden, der mit dem